

Witzige Zungen

Autor(en): **Mathys, Gaby**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **220 (1947)**

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656827>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Witzige Zungen

Von Gabry Mathys

Um gleich aller Diskussion über das aufreizende Thema: „Gibt es geistreiche und witzige Frauen oder gibt es keine?“ die Spitze abzubrechen, muß gesagt werden, daß Gott, der Herr, die Menschen erschuf. Adam der erste war und Eva die zweite; sie ist deswegen etwas zu kurz gekommen, denn das männliche Gehirn ist einige Gramm schwerer als das weibliche, folglich... Doch nicht die Quantität, sondern die Qualität entscheidet, und sicherlich haben die Herren der Schöpfung mehr geistreiche Worte geprägt als die Damenwelt, weil Männer ja überall dabei sein und ihren Senf dazu abgeben müssen. „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau“, hat schon Schiller gesagt. Dennoch, es gab je und je Frauen mit einer gewichtigen Zunge, was Milton veranlaßte, zu antworten, als man ihn fragte, warum seine Töchter keine fremden Sprachen erlernten: „O, eine Sprache ist schon genug für Weiberzungen!“ Milton mußte es wissen, denn er war ein kluger Mann, klüger als mancher, der heute das Gegenteil behaupten wollte. Männer sind wohl gescheit und manchmal auch genial in ihren Äußerungen, aber lange nicht so schlagfertig und witzig wie Frauen. Die exzentrische Lady Montague pflegte zu sagen: „Das einzige, was mich tröstet, eine Frau zu sein, ist das Bewußtsein, keine heiraten zu müssen!“

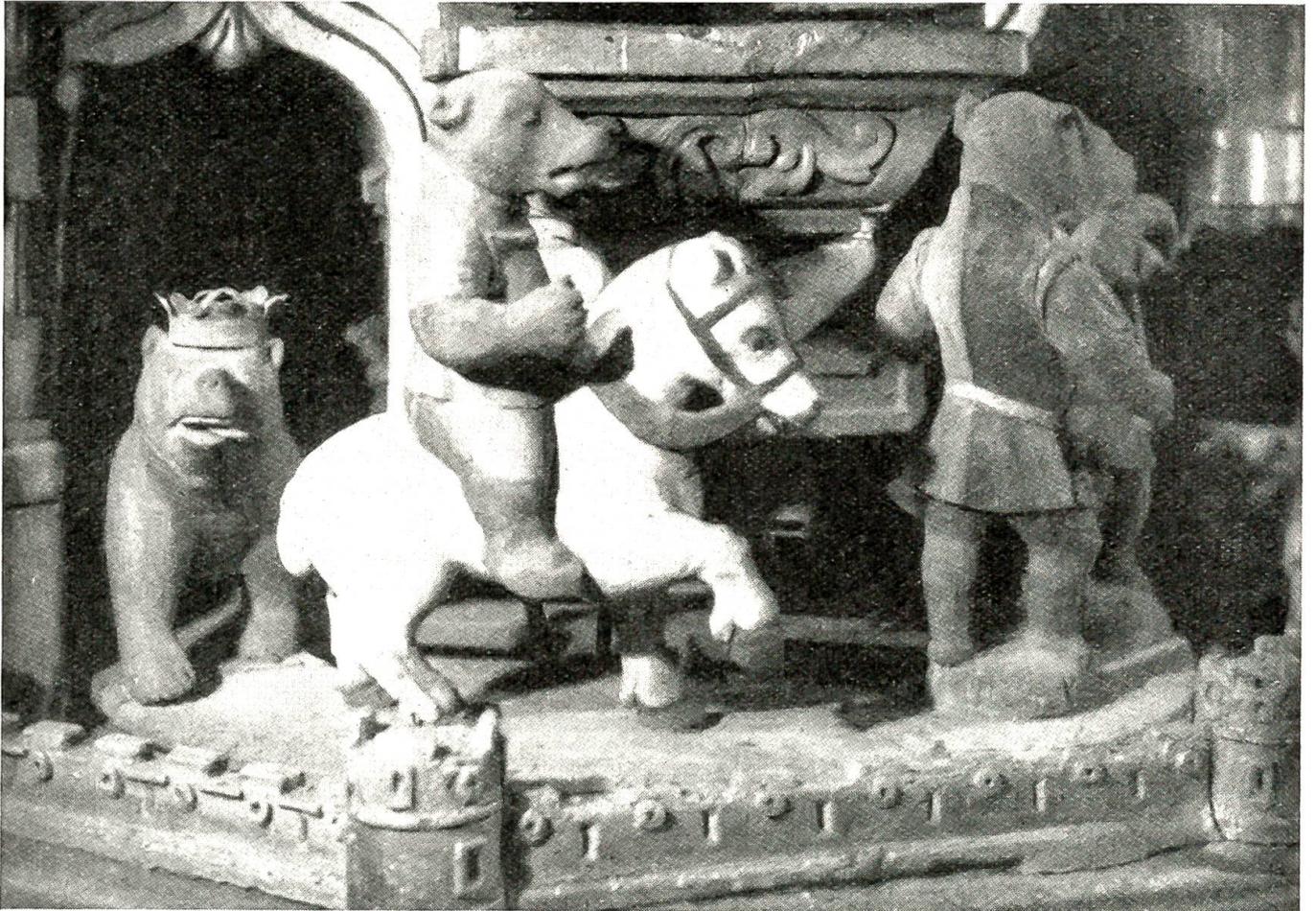
Als sich einmal eine Dame mit Schopenhauer herumstritt, der behauptete, die Männer seien klüger als Frauen, argumentierte sie also: „Die Frauen sind klüger, sie heiraten Männer, die Männer aber Frauen!“ Eine der witzigsten und geistreichsten Vertreterinnen des schwachen Geschlechts war zweifellos Madame de Staël, die zwar nicht besonders schön war, jedoch wundervolle Arme besaß. Als einmal ein Besucher ihres Salons eine diesbezügliche Anspielung machte, meinte sie lachend: „Man muß sein Gesicht zeigen, wo man es hat“, etwas, das sich heute jede häßliche und dumme Frau zunutze gemacht hat und sich von jener Seite zeigt, von der sie einigermaßen hübsch ist. Napoleon hatte einmal einen Diskurs mit Madame de Staël und verurteilte scharf politisierende Frauen und alle jene, die sich in diese spezifische Männersache einmischen wollten.



75 Jahre Rigibahn

Wir sehen hier den ersten Lokomotivtyp der Rigibahn, mit stehendem Dampfkessel. Im Hintergrund einer der elektrischen Motorwagen

Photopreß, Zürich



Berner Zytglogge

Der Berner Zeitglockenturm, das älteste Bauwerk der Stadt, bildet auch heute noch, nach bald 750 Jahren, eine Sehenswürdigkeit, und während des Stundenschlags sammelt sich wie vor 400 Jahren alt und jung zu Füßen des Turmes, um den krähenden Hahn, das Bärenspiel, den König mit der Sanduhr und den seinen Kopf bewegenden Löwen zu bestaunen.

Nach dem ersten Krähen des Hockels beginnt das Bärenspiel zu kreisen.

Photo Hans Steiner, Bern

Madame de Staël erwiderte elegant: „Sie haben gewiß im allgemeinen recht, aber in einem Land, wo man den Frauen die Köpfe abschnitt, ist es natürlich, daß sie auch fragen: warum.“

Aber auch Ninon de Lenclos, die fast neunzig Jahre alt wurde, war ihres Witzes und ihrer außerordentlichen Geistesgaben wegen berühmt. Noch auf dem Sterbebett, umgeben von ihren Kindern, sagte sie in bitterem Tone zum behandelnden Arzte: „Lieber Doktor, versuchen Sie doch, ob Sie nicht etwas für mich tun können.“

„Madame, was kann ich tun? Ich kann Sie nicht wieder jung machen!“

„Nein, Doktor, ich will gar nicht mehr jung sein, ich möchte bloß langsam fortfahren, alt zu werden!“

Noch amüsanter wirkt die Beichte der Gräfin Geolee, der Schwester Kardinal Tancins, die ein etwas leichtes Leben geführt hatte. In ihrem siebenundachtzigsten Lebensjahre, als sie gefährlich krank war, wollte sie mit ihrem Gewissen ins reine kommen und ließ einen Geistlichen zu sich

rufen. Er stellte sich prompt ein. Alle, die um das Krankenbett versammelt waren, wollten sich nun diskret entfernen; Madame Geolee rief jedoch ihre Freunde zurück: „Bleibt, ich habe nichts zu verbergen. Ich kann mit lauter Stimme beichten, ohne Argernis zu erregen. — Ehrwürdiger Vater — ich war jung — ich war hübsch — man sagte es mir — ich glaubte es. — Das übrige können Sie sich selber denken!“

Auch unter sich können Frauen — ohne Fäuste zu gebrauchen, was auch vorkommen soll, schlagfertig sein. Die zu ihrer Zeit berühmte französische Schauspielerin Clairon war von Ludwig XV. eine Zeitlang ins Gefängnis gesteckt worden. Als sie wieder frei war, beklagte sie sich bei einer Kollegin, der ebenfalls berühmten Opernsängerin Arnould, über die Ungerechtigkeit; mit einer Geste, die jeder Tragödin würdig gewesen wäre, rief sie: „Der König ist Herr über mein Leben, aber nicht über meine Ehre!“

„Du hast recht“, meinte die Arnould, „denn wo nichts ist, hat auch der König sein Recht verloren!“

Das galante Zeitalter mit seinen Boudoirs und Salons besaß überhaupt viele Frauen, die mit allen Wassern gewaschen waren und nie eine Antwort schuldig blieben. Die einst bekannte Romanschreiberin Comtesse Dash erzählte einer Freundin, die Marquise L. habe Strumpfbänderrosetten mit Diamanten besetzt bestellt. „Zu was der Luxus, für was

so viel Geld ausgeben, für Dinge, die man nicht sieht?“ frug diese Freundin, worauf die Comtesse Dash erwiderte: „Wer weiß — es gibt so viele Unverschämte!“

Auch Alfred Kerr, der einstmals mächtigste Theaterkritiker in der vernationalsozialistischen Zeit, wollte einmal einer Frau, deren Lebens-



Berner Zytglogge

Der Hofnarr über dem König schlägt den Viertelschlag auf seinen beiden Glöcklein.

Photo Hans Steiner, Bern

wandel nicht ganz einwandfrei war, eins aus-
wischen, indem er behauptete, nur Dumme ver-
ständen es, gut zu küssen.

„Sie müssen es ja wissen“, antwortete die
geistreiche Dame, womit nun zur Genüge be-
wiesen ist, daß es wirklich witzige Frauen gibt.

Ein vorbildlicher Minister

Eines schönen Tages, zehn Jahre nach dem
ersten Weltkriege, hielten die früheren Vor-
gesetzten des Fliegerleutnants der Reserve Lau-
rent-Cynac die Zeit für gekommen, den tüchtigen
Offizier mit dem Ritterkreuz der Ehrenlegion aus-
zuzeichnen. Ob die Herren dabei nur die Kriegs-
verdienste ihres ehemaligen Untergebenen im
Auge hatten oder ob der unvermutet rasche Auf-
stieg des Leutnants der Reserve in der franzö-
sischen Beamtenhierarchie der Beweggrund zu
diesem späten Entschluß war — auf jeden Fall
lag eines Morgens dem Luftfahrtminister die ent-
sprechende Verleihungsurkunde zur Unterschrift
vor. Stirnrunzelnd überslog der hohe Herr den
Erlaß, griff nach seinem Lineal und strich das
ganze Schreiben durch. So kam es, daß der fran-
zösische Luftfahrtminister Laurent-Cynac noch
keine rote Rosette im Knopfloch trägt. Er war zu
anständig, um dem Fliegerleutnant der Reserve
Laurent-Cynac, sich selbst, das Kreuz der Ehren-
legion zu verleihen.

Ein kleiner Irrtum

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts
der Emir von Afghanistan in Paris weilte, gab
Emil von Girardin, dessen Drama „Zwei Schwe-
stern“ eben einen großen Erfolg errungen hatte,
dem fremden Gaste zu Ehren ein Fest. Im Laufe
der Unterhaltung sagte Girardin zu dem Emir:
„Es würde mir ein Vergnügen sein, wenn Sie
meine ‚Zwei Schwestern‘ zur Erinnerung an
den heutigen Tag als Geschenk annehmen woll-
ten.“ Der Emir, der nichts von dem Dasein des
Dramas wußte, stand auf, kreuzte die Arme über
der Brust, verneigte sich und erwiderte: „Ich
werde mich außerordentlich glücklich schätzen, die
Damen bei mir aufzunehmen. Lassen Sie mich
nur erst für eine passende Wohnung sorgen!“

Ein Mann namens Kilian

Erzählung von Otto Frei

Nun soll damit begonnen werden, die Ge-
schichte von Kilian Hutter zu erzählen. Nicht
seine ganze, ins Kleine und Feine ausgesponnene
Geschichte, dazu reicht unser Tintenfaß nicht aus,
sondern nur ein schmales Kapitel aus dem dicken
Buch seines Lebens, über dem die Lichter und
die Schatten so ungleich verteilt lagen.

Kilian Hutter, haben wir gesagt. In Wirk-
lichkeit hieß der Mann ja anders, aber sein Name
tut nichts mehr zur Sache, und außerdem geht
es in dieser Geschichte, wie man sehen wird, um
weit Wichtigeres als um einen bloßen Namen.

Nun wäre es ein leichtes, so obenhin vor-
auszuschicken, dieser Kilian sei ein Original ge-
wesen — nur hätte man damit den Nagel keines-
wegs auf den Kopf getroffen. Kilian war auch
nicht eigentlich ein Sonderling, obschon er als
einziger in Haslach einen schmalen Spitzbart trug.
Er rauchte wohl, aber nicht aus Leidenschaft, er
trank seinen Berner, aber nicht ohne Maß.
Die Absonderlichkeit, die man ihm etwa nach-
redete, rührte zur Hauptsache wohl daher, daß
das Leben ihn zeitweise sehr unsanft in die Fin-
ger genommen hatte. Kilian war von Hause aus
ein Zimmermann gewesen — ein vortrefflicher
Zimmermann, muß man beifügen, er brachte es
zu einem eigenen Kleinbetrieb und war seinen
Gesellen ein guter Arbeitgeber und seinem Lehr-
ling ein aufmerksamer Meister. Trotzdem ver-
mochte er sein Geschäft nicht durchzuhalten, er
veräußerte es später mit Verlust und warf sich
notgedrungen auf die Stickerie, die damals die
Dörfer am Rhein eben im Sturmschritt erobert
hatte. Es zeigte sich aber, daß auch diese Herr-
lichkeit nicht von Dauer war, und als nach den
sieben fetten Jahren die sieben magern über das
Tal hereinbrachen, klopfte Kilian reumütig wieder
vor der Werkstatt an, die einst sein Eigentum
gewesen war. Er konnte von Glück reden: der
junge Meister, der ihn unverweilt anstellte, war
ehedem Kilians Lehrling gewesen. Gewiß, es
ist nichts Alltägliches, daß einer in hohen Jahren
buchstäblich noch der Geselle seines Lehrlings
wird, aber zur Not ließ sich auch das verbeihen.